

Universitätsbibliothek Wuppertal

Grundfragen der Homerkritik

Cauer, Paul

Leipzig, 1923

6. Psychologisches

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-5305](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-5305)

SECHSTES KAPITEL

PSYCHOLOGISCHES

Die Kampfschilderungen boten einen besonders geeigneten Stoff, um das Wollen und Können der Dichter zu beobachten, zu verfolgen, wie etwas darzustellen unternommen wird, wie es mehr oder weniger gelingt, wie daraus die Anregung erwächst zu neuen Aufgaben. Hier ließ es sich beinahe mit Händen greifen; aber stattgefunden hat solches Wachstum auf allen Gebieten. Und fast überall hat es uns schon beschäftigt, auch im Entstehen der allgemeinen Begriffe (S. 436), auch in dem, was neben der Schilderung des Sichtbaren und Hörbaren zu allen Zeiten einen Hauptbereich dichterischen Schaffens gebildet hat, in der Veranschaulichung seelischer Zustände und Vorgänge, worin wieder die Charakteristik der Personen einen wichtigen Teil bildet. Die Kunst psychologischer Auffassung und Darstellung muß nun für sich im Zusammenhang betrachtet werden.

Daß etwas, was in der Seele vorgeht, oder eine Eigenschaft eines Menschen, die sich dabei betätigt, unmittelbar beschrieben wird, ist selten. Wo es doch vorkommt, ist die naturgemäße Form das Gleichnis. Von dieser Art waren: die Stimmung des Heeres nach der Niederlage, das Anschwellen des Zornes im Gemüte, Hektors klarer und entschlossener Sinn, die Unentschiedenheit Nestors; die Freude des Schiffbrüchigen, der schwimmend endlich das Land erreicht hat, und die der treuen Gattin über die langersehnte Heimkehr des Helden (S. 470). Überwiegend werden Gesinnungen und Stimmungen der Menschen durch das deutlich gemacht, was der Dichter sie selber tun oder sagen läßt, wovon wir ebenfalls Beispiele schon berührt haben. So entsteht ein neues — jedoch uraltes — Element des epischen Stiles, die Reden.

I. Die erste größere Szene der Ilias ist ein Redegefecht, in dem wir die Charaktere der Handelnden aus ihren Worten und ihrem begleitenden Verhalten kennen lernen. Ich kann dieses Redegefecht hier nicht ganz besprechen; gerade die Peripetie des kleinen Dramas muß später erörtert werden; aber an einigen dieser Reden möchte ich doch zeigen, wie sich der Charakter der Redenden klar darin ausspricht. Fest steht,

daß Apollon die Pest gesandt hat; fest steht auch, daß Agamemnon nicht nur dem Priester Apollons seine demütige Bitte mit herrischen Worten abgeschlagen, sondern sich dabei auch gegen den Gott schwer vergangen hat (28 μή νύ τοι οὐ χραίσμη σκήπτρον καὶ στέμμα θεοῖο). Also daran, daß Agamemnon die Pest verschuldet hat, kann niemand zweifeln; aber wer will es unternehmen, dessen trotzigem Eigenwillen zu brechen? Dazu entschließt sich Achill; er will durch eine Heeresversammlung einen Druck auf den König ausüben, dem dieser sicher nicht widerstehen wird, und darum beruft er eine solche. (Hätte der Dichter geahnt, daß antike und moderne Philologen sich über die staatsrechtliche Zulässigkeit dieser Berufung den Kopf zerbrechen würden, er hätte sicher herzlich gelacht.) Der Tatbestand soll durch einen Fachmann festgestellt werden; darum spricht er den Zusammenhang der Pest mit dem Verhalten Agamemnons gar nicht aus, so klar er ihm ist. Kalchas ist nicht namentlich aufgerufen, aber es ist selbstverständlich, daß er gemeint ist. Er will die Veranlassung des Götterzornes darlegen, aber er fordert die eidliche Zusicherung des Schutzes gegen die Folgen, die ihn treffen könnten: ἢ γὰρ οἶομαι ἄνδρα χολωσέμεν, ὃς μέγα πάντων Ἀργείων κρατέει καὶ οἱ πείθονται Ἀχαιοί. — Der Mann ist eben Agamemnon. Achill beruhigt den Furchtsamen: niemand soll ihm etwas Böses tun, auch nicht, wenn er Agamenon nennt, ὃς νῦν πολλὸν ἄριστος Ἀχαιῶν εὔχεται εἶναι, ein Vers, der soviel besagt, wie eine Höflichkeitsbeifügung zu einem Namen in einer englischen Parlaments- oder einer römischen Senatsverhandlung. Kalchas spricht seinen Spruch, und Agamemnon bricht ebenso unbeherrscht los wie früher gegen Chryses¹⁾ und erhebt die verhängnisvolle Forderung sofortigen (118) Ersatzes für Chryseis, die er herausgeben soll. Dagegen empört sich das nicht von juristischen, sondern von Billigkeitsgründen geleitete²⁾ Empfinden Achills; schon

1) 112 ist hinter δέεσθαι stark zu interpungieren, wie ich es in meiner Ausgabe des Inselverlages (Leipzig 1921) getan habe: Freilich; denn ich will sie viel lieber daheim haben.

2) Eine Auseinandersetzung mit Mülders Analyse (JQ. 294 ff.) würde fruchtlos sein. Nur darauf soll hingewiesen werden, daß er zweimal in einem wichtigen Punkte den Inhalt dieser Rede Achills irrig angibt: 304 »So hat denn der Gegner des Königs auch nur einen Einwurf: es sei praktisch unmöglich, den vorigen Zustand wieder herzustellen.« 316 »Diese Forderung sucht der Gegner abzuweisen mit der Behauptung, es sei unmöglich, sie zu erfüllen.« Zweimal »unmöglich«; Achill sagt 126 λαοὺς δ' οὐκ ἐπέοικε παλῶλογα ταῦτ' ἐπαγείρειν. Ebenso seltsam ist ein anderes Mißverständnis, das Mülder zu einem Rückschluß auf die von ihm angenommene Vorlage der Μῆνις benutzt. Agamemnon sagt 183 von Chryseis: τὴν μὲν ἐγὼ οὖν νηὶ τ' ἐμῇ καὶ ἐμοῖς ἐτάροισιν πέμψω. Dazu Mülder S. 316: »Interessant ist noch und »für die alte Vorlage bezeichnend, daß der König von »seinem Schiffe« und seiner »Schiffsmannschaft redet (v. 183). Den Voraussetzungen der Ilias entsprechend dürfte

fällt das scharfe Wort φιλοκτηανώτατε πάντων (122), immerhin stellt er ihm vielfachen Ersatz nach der Eroberung Trojas in Aussicht — andere Orte auf dem Kriegsschauplatze, durch deren Eroberung Beute zu gewinnen wäre, gibt es offenbar nicht mehr. Agamemnons Antwort ist für seine Kurzsichtigkeit, seinen Hochmut und seine Schwäche gleichermaßen charakteristisch. Er glaubt ernstlich, Achill wolle ihn mit seiner Vertröstung auf künftigen Ersatz betrügen, und meint es seiner Würde schuldig zu sein, die Drohung auszusprechen, er werde sich, wenn man ihm kein gleichwertiges Ehrengeschenk biete und eins, das ihm anstehe, eins von Achill oder Aias oder Odysseus holen — ὃ δὲ κεν κεχολώσεται, ὃν κεν ἴκωμαι. Ganz anders klingt der Schluß, den ich ausschreiben muß:

- 140 ἄλλ' ἢ τοι μὲν ταῦτα μεταφρασόμεσθα καὶ αὖτις·
 νῦν δ' ἄγε νῆα μέλαιναν ἐρύσσομεν εἰς ἅλα διὰν
 ... εἰς δὲ τις ἀρχός, ἀνὴρ βουλευφόρος, ἔστω,
 145 ἢ Αἴας ἢ Ἰδομενεὺς ἢ δῖος Ὀδυσσεὺς
 ἢ σὺ, Πηλεΐδῃ, πάντων ἐκπαγλότατ' ἀνδρῶν,
 ὅφρ' ἡμῖν ἐκάεργον ἰλάσσεαι ἱερὰ ρέεας.

καὶ αὖτις — das klingt anders wie αὐτίκα in Vers 118. Also er will den Ersatz vertagen; warum? Doch wohl weil er die Zornader auf Achills Stirn schwellen sieht und zu fürchten beginnt, daß er sich verrannt hat. Und deshalb fügt er der Nennung seines Namens 146 den scherzhaft begütigenden Zusatz bei πάντων ἐκπαγλότατ' ἀνδρῶν.

Er hat sich wieder verrechnet. Das einzige, was Achill aus der drohenden Ankündigung vor 140 entnommen hat, war τὸν γέρας ἄνω ἔλυν, mehr hat ihn der Zorn nicht hören lassen. Und nun bricht er los. Frechen und schamlosen Undank (149 ἀναιδείην ἐπιειμένε, 158 ὦ μέγ' ἀναιδές, 159 κυνώπα) wirft er ihm vor; er will nach Phthia heimkehren. Das kann Agamemnon nicht ruhig hinnehmen. Seine höhnische Aufforderung, er möge doch gehen, wenn er Lust habe, kleidet er in die verletzende Form φεύγε; er wird ihn nicht entbehren: πάρ' ἐμοί γε καὶ ἄλλοι, οἳ κέ με τιμήσουσι, μάλιστα δὲ μητίετα Ζεὺς³⁾. Achill ist ihm immerzuwider gewesen (177): αἰεὶ γάρ τοι ἔρις τε φίλη πόλεμοί τε μάχαι τε. Für Agamemnon sind Krieg und Schlacht notwendige, aber unerfreuliche Mittel zur Erreichung eines Zweckes, für Achill das Element froher

»der König nur von ‚einem‘ seiner Schiffe reden. Die Vorlage setzt eben nur einen »Volkshaufen voraus; ‚das‘ Schiff des Königs hat zum Gegensatz die anderen einzelnen, »von adligen Kapitänen geführten Schiffe.« σὺν νηὶ ἐμῇ heißt »mit einem mir gehörigen Schiff«, wie Θ 238 τὸν βωμὸν »einen Altar von dir«.

3) Darauf läßt der Dichter des I Agamemnon auf Grund schmerzlich gewonnener Erkenntnis Bezug nehmen (116f.): ἀντί νυ πολλῶν λαῶν ἐστὶν ἀνὴρ, ὃν τε Ζεὺς κῆρι φιλήσῃ· ὥς νῦν τοῦτον ἔτισε, δάμασσε δὲ λαὸν Ἀχαιῶν.

Lebensbetätigung. ἔρις aber — damit hat er schon recht, daß Achills trotziger Eigenwille ihn streitsüchtig macht. ληγόμεναι ἔριδος κακομηχανοῦ hat ihn Peleus beim Abschied gemahnt (I 257); ὡς ἔρις ἔκ τε θεῶν ἔκ τ' ἀνθρώπων ἀπόλοιτο wünscht er Σ 107 der Mutter gegenüber in Erinnerung an eben jene Streitszene des A, als sein Groll ihn den liebsten Freund gekostet hat. Doch zurück zu Agamemnon; den treibt endlich der Zorn und das Gefühl, seine Stellung behaupten zu müssen, zu einer Übersteigerung seiner früheren Drohung: er will selber Briseis aus seiner Hütte zum Ersatz für Chryseis holen.

Wir brechen hier ab, um das nun folgende Athene-Zwischenspiel später zu besprechen; die Analyse wird gezeigt haben, wie der Dichter des A zu charakterisieren versteht.

Was wir über die Sinnesart des Diomedes in der Ilias erfahren, daß er schnell entschlossen ist und stolz und dabei doch bescheiden, entnehmen wir fast alles aus seinen Reden; besonders deutlich in der ἐπιπώλησις, wo er dem Sthenelos seinen — sachlich allerdings berechtigten — Widerspruch gegen die Vorwürfe des Oberfeldherrn verweist (Δ 412 bis 418), obwohl er auch selbst die harten und übereilten Worte nicht überhört hat und wenige Tage später bei gegebener Gelegenheit darauf zurückkommt (I 32 ff.; vgl. weiter I 697 ff., Ξ 110 ff.). Von der anderen Seite werden nur Paris, Hektor, Polydamas in ihren Reden lebendig, z. B. auch der unkluge Pandaros mit seinem Geschwätz von den vielen Gespannen, die zu Hause bei seinem Vater stehen und ihm nun doch alle nichts nützen, weil er entgegen der Meinung des Alten keines nach Troja mitgenommen hat; wie er nun aber, wenn er bloß erst heimgekehrt sei, Bogen und Pfeile, auf die er vergebens vertraut habe, zerbrechen und verbrennen wolle (E 192—216). Größere Redefolgen mit durchdachter Anlage des Ganzen und kunstvoller Ausführung der einzelnen erscheinen besonders in der πρεσβεία und der μήνιδος ἀπόρρησις. In der letzteren ist köstlich ein Stück mehr äußerer Charakteristik: die Vorsicht, mit der Agamemnon, als Verwundeter vom Platze aus sprechend, seine Rede beginnt. Er muß jetzt bekennen, daß alles Unglück durch ihn gekommen ist. Da bittet er im voraus, ihm ruhig zuzuhören und ihn nicht zu unterbrechen: das sei schwer auch für einen erfahrenen Redner; im allgemeinen Lärmen vollends könne sich niemand verständlich machen (T 79—82). Fein unterschieden nach Stellung und Persönlichkeit der drei Männer sind in I⁴) die Bittreden von Odysseus (225 ff.), Phönix (434 ff.),

4) Außer in den größeren, umfassenderen Werken über Homer ist gerade dieser Gesang neuerdings von zwei Seiten eingehender behandelt worden: von Hans Probst, »Studien zur Ilias. Über Homers Erzählkunst«, Nürnberg 1914, und von Adolph Roemer, »Ein ernstes und zeitgemäßes Wort über den Kunstcharakter der homerischen

Aias (624 ff.), im Umfang wie im Inhalt und Stil, entsprechend verschieden die Antworten des Peliden (308 ff. 607 ff. 644 ff.), die auch sachlich einen bemerkenswerten Wandel darstellen. Beim erstenmal, in der Erwiderung an Odysseus, kündigt er an, morgen werde er dem Zeus und allen Göttern opfern, seine Habe auf die Schiffe verpacken, und dann werde man sehen, wie er in den Hellespont hinausfahre, um, wenn Poseidon gute Fahrt gewähre, am dritten Tage nach Phthia zu gelangen (356—367); Phönix möge sogleich bei ihm übernachten, um, falls er wolle, mitzufahren (427/9). Zu diesem selbst, dessen väterlich mahnende Worte doch Eindruck auf ihn gemacht haben, sagt er nachher: »Lege dich hier zur Ruhe; morgen können wir überlegen, ob wir in die Heimat fahren oder hier bleiben wollen (618 f.). Und gegenüber Aias, der als letzter eigentlich bloß das negative Resultat der Verhandlung hatte feststellen wollen, doch unwillkürlich (639 ff.) in einen Appell an die Waffenbrüderschaft abgeglitten ist, gibt auch Achill den Gedanken Raum, die unwillkürlich in ihm sich regen und im Grunde stärker sind als die gewaltsam aufrecht erhaltene Absage: »Geht ihr und macht euren Bericht; denn nicht eher werde ich an blutigen Krieg denken, als bis Priamos' Sohn Hektor mit Morden und Brennen bis zu den Hütten und Schiffen der Myrmidonen gelangt« (649 ff.). Damit ist das angedrohte Verlassen des Lagers, die Heimkehr nach Thessalien schon aufgegeben⁵⁾.

Dem I an äußerer Gestalt ähnlich ist in der Odyssee das β, Ἰθακησίωv ἀγορά, eine bewegte Volksversammlung mit Reden und Gegenreden, wo die Junker gegenüber den Bürgern — zwischen ihnen Telemach — in Denkart und Redeweise sich darstellen. Allerdings tritt der Unterschied zwischen den beiden Führern der Freier hier weniger als sonst hervor, wo wir Antinoos als den plump zufahrenden, rohen kennen, Eurymachos als den gleißnerischen, der hinter höflicher Form seine schändlichen Absichten zu verbergen sucht; nur Stellen wie 190. 203 f. 206 deuten leise auf den Eurymachos des α und der späteren Gesänge hin. Der dritte Freier, der genauer charakterisiert ist, tritt im ersten Teile des Epos überhaupt noch nicht auf: Amphinomos, der, wie schon sein Name andeutet, beide Seiten (verständlich) Abwägende. So betätigt er sich überall, wo er eingreift, und so erscheint er mittelbar, im Spiegelbilde, in der warnenden Rede über die Vergänglichkeit materiellen Glückes, die der Bettler, vergebens allerdings, an ihn richtet (σ 124 ff.). — Welche Lust

Poesie« (Homerische Aufsätze I), ebenfalls 1914. Beide Schriften von mir angezeigt BphW. 1916 Sp. 1073 ff. und 1917 Sp. 571 ff.

5) Mit feiner Kunst hat hier der Dichter aus der Not eine Tugend gemacht: Achill mußte ja bleiben, wenn die Handlung weitergehen oder als weitergehend gedacht werden sollte. Vgl. S. 265.

es dem Dichter ist, während er erzählt, auch von den Menschen, die er auftreten läßt, eine deutliche Vorstellung im Hintergrunde zu haben und daraus bei Gelegenheit einzelne Züge hervorblicken zu lassen, die im Zuhörer, wenn er willig folgt, nach und nach ein entsprechendes Bild erwecken, das zeigt sich besonders deutlich an manchen Nebenpersonen, z. B. dem jüngsten Sohne Nestors in der Odyssee. Als er bei Menelaos zum ersten Male das Wort nimmt (δ 156 ff.), hat ihn dazu ein Gespräch zwischen dem Hausherrn und seiner Gemahlin veranlaßt, ob der andre Gast wohl der Sohn des Odysseus sei, was beide nach verschiedenen Merkmalen vermutet haben; indem er das bestätigt und an die Scheu des Jünglings, mit seiner Persönlichkeit hervorzutreten, erinnert, übt er selber die gleiche Zurückhaltung (auch 161). Erst in seiner zweiten Rede (190 ff.) stellt er sich genauer vor und nennt schließlich Antilochos als seinen Bruder (199 ff.). Dessen Verlust, meint er wohl, gebe auch ihm das Recht, bei der Trauer um das, was der Krieg zerstört und geraubt hat, mitzusprechen. Und gerade nach dieser Seite geht seine Absicht: er will vorschlagen, daß man für heute die schmerzlichen Erinnerungen ruhen lasse; καὶ ἥως ἔσσεται ἡπικρένεια (194 f.). So hat er die Situation verstanden und weiß ihr zu dienen, indem er — am Tische des Menelaos — als Jüngster, freilich auch als der am wenigsten nahe Beteiligte, dem Gespräch eine neue Wendung gibt. Auch die Stimmung umzuschaffen, dabei kommt ihm dann Helena zu Hilfe. Daß in einer Zeit, da diese Dichtung jung war — äußerlich, denn die innere Jugend atmet aus ihr noch heute —, in einer athenischen Adelsfamilie der Gedanke auftauchen und Beifall finden konnte, einen Neugeborenen nach solchem Vorbild edler Sitte und guter Erziehung (δ 207—211) zu benennen, verstehen wir wohl; und so könnte sich die Namensgleichheit der beiden Πεισίστρατος aufs natürlichste erklären, so daß hier mehr als eine zufällige Übereinstimmung (Toepffer, Attische Genealogie 4) vorläge.

II. Mit höchstem Zartgefühl die Situation erfaßt und in dem, was gesprochen wird, zum Ausdrucke gebracht hat der Odysseedichter, da wo der Held Abschied nimmt, erst von Kalypso, dann von Nausikaa, endlich von Arete. Den letzten Versuch des liebenden Weibes, den geliebten Mann festzuhalten, hat Wilamowitz psychologisch wie künstlerisch gewürdigt (ε 201 ff.; HU. 120). Daß auch Nausikaa eine Neigung zu Odysseus im Herzen trägt, dem ersten und einzigen wirklichen Mann, den sie sah, hat der Dichter leise, aber vernehmlich angedeutet. Ihr Gefühl und das Verständnis des Odysseus dafür tritt in der Abschiedsszene (θ 457 ff.) deutlich zutage. »Lebe wohl, sage ich dir, Gastfreund, damit du auch »einst in deinem Vaterlande meiner gedenkest; ich bin ja die erste, der »du Lösegeld schuldest, weil ich dich lebend gefangen nahm.« So lautet

in unbehüllicher, aber treuer Übersetzung ihr letzter Gruß; unter einem leichten Scherzwort birgt sich das bittere Weh der Scheidestunde. Der lebenserfahrene Mann liest in ihrem Herzen; er kann ihr nicht geben, was sie ersehnt; um so stärker drückt er das Gefühl des Dankes aus: wie zu einer Göttin will er daheim alle Tage zu ihr beten; denn sie hat ihm das Leben gegeben. Greifbarer und jedem zugänglich sind die freundlichen Gedanken, die Odysseus am Phäakenhofe, da die Stunde der Abfahrt naht, an den Herrn und die Frau des Hauses richtet (v 38 ff. 59 ff.); man meint, auch wer kein König wäre und kein Glänzender unter den Rednern, hätte bei ähnlichem Anlaß Ähnliches empfinden und sagen können. Gewiß. Aber gerade die Schlichtheit in Gedanken und Form erhöht den Eindruck des Echten und Wirklichen, das nun doch durch Beobachtung und Wiedergabe des Dichters in die Sphäre der Poesie erhoben ist.

An feineren und wohl auch gröberen Zügen dieser Art ist besonders die zweite Hälfte der Odyssee reich; Adolph Roemer hat das Verdienst, diese Seite der Dichtung in helleres Licht gestellt zu haben⁶⁾. Der Verfasser dieser Partie hat seine Freude an objektiver Ironie⁷⁾, die ja auch anderwärts nicht ganz fehlt, nirgends aber so reichlich und mit solcher Virtuosität angewandt erscheint wie hier. Es ist, als wolle er mit den Personen der eignen Erzählung Versteckens spielen und dazu die Zuhörer mit hereinziehen; denn er läßt jene manches sagen, von dessen Verhältnis zur Wirklichkeit sie keine Ahnung haben, und scheint dabei diesen einen schnellen Blick des Einverständnisses zuzuwerfen. Subjektive, freilich dem Angeredeten nicht verständliche Ironie liegt vor, wenn Odysseus ξ 440 f. wünscht

αἴθ' οὕτως, Εὐμαίε, φίλος Διὶ πατρὶ γένοιο
ὥς ἐμοί, ὅττι με τοῖον ἐόντ' ἀγαθοῖσι γεραίρεις.

Er greift zurück auf des Eumaios Worte 364 f.; τί σε χρή τοῖον ἐόντα μαυρίδιως ψεύδεσθαι. Aber während Eumaios meinte »ein armer Gesell wie du«, meint Odysseus »einen Helden wie mich«. Objektiv ist die Ironie, wenn Eumaios, um seine Verehrung für den verlorenen Herrn aus-

6) Roemer, Homerische Studien (1902) S. 399—416. Vgl. dazu oben S. 216, ferner meine Bemerkungen NJb. XV (1905) S. 4 f., und dagegen Roemer Ath. (1912) S. 30 Anm.

7) Über das Wesen solcher objektiven Ironie vgl. Bruhn in seiner Einleitung zum König Oedipus¹¹ (1910) S. 17 ff. Sie mußte auf einen antiken Menschen viel stärker wirken als auf uns. Heute lebt beim Gebildeten höchstens im Unterbewußtsein der Glaube an absichtslos gesprochene und eben darum schicksalsschwangere Worte; für den Hellenen war eine solche Äußerung eine κληδών, wie es der Dichter der Odyssee im Anschluß an die Äußerung der Freier σ 112 f. gleich darauf ausspricht: ὥς ἄρ' ἔφην· χαίρειν δὲ κληδόνι διος Ὀδυσσεύς.

zudrücken, zu dem, der vor ihm sitzt, sagt: καὶ οὐ παρεόντ' ὀνομάζειν αἰδέομαι (Ξ 145 f., Roemer S. 400), oder wenn die Freier dem Fremden, der den frechen Iros so wirksam zum Schweigen gebracht hat, etwas wünschen, was für sie selber verhängnisvoll werden soll: Ζεὺς τοι δοίη, εἶνε, καὶ ἀθάνατοι θεοὶ ἄλλοι, ὅτι μάλιστ' ἐθέλεις καὶ τοι φίλον ἔπλετο θυμῷ (σ 112 f., Roemer S. 401). — Manchmal treibt der Autor solches Spiel mit dem Feuer so weit, daß man meint, nun müsse die Flamme herausschlagen, jetzt habe der Verkleidete, der im stillen beobachten und nach Gelegenheit spähen will, sich selber verraten, — und mit plötzlicher Wendung wird es dann doch noch vermieden. Der Reisende fragt in der ersten Unterhaltung den Königsohn (π 95 ff.): »Wie kommt es nur, daß du dich den Freiern fügst? Wenn ich so jung wäre wie du und hätte den Mut, der in mir noch lebt, oder ich wäre der Sohn des Odysseus oder er selber — [Halt! da hätte er sich beinahe verschnappt; er ist ja Odysseus. Darum gibt er, schnell besonnen, dem Gedanken eine andre Richtung: oder er selber] — käme zurück, denn noch ist ein Rest von Hoffnung: dann sollte mir sogleich einer das Haupt vom Rumpfe trennen, wenn ich nicht hinginge und den Frechen Verderben brächte.« In fast allen neueren Ausgaben steht Vers 101 (ἔλθοι ἀλητεύων, ἔτι γὰρ καὶ ἐλπίδος αἶσα) nach Aristarchs Urteil in Klammern; er ist so echt wie nur einer⁸⁾.

Aufs äußerste gespannt wird die Situation auch in σ durch eine Rede, mit der der Bettler den — diesmal durch nichts provozierten — Hohn des Freiers Eurymachos abwehrt. Zuletzt, wenn auch in bedingter Form (εἰ δ' Ὀδυσσεὺς ἔλθοι κτέ.), doch buchstäblich, weist er ihm die Tür: αἰψά κέ τοι τὰ θύρετρα κτέ. (385). Der Herr, dem das Hausrecht zusteht, will aus dem Landstreicher hervorbrechen. Doch der Dichter lenkt die Handlung nach einer andern Seite. Eurymachos, aufs höchste gereizt, ergreift einen Schemel und wirft, trifft aber nicht den kühnen Redner, der geschickt ausweicht, sondern den Schenken, daß dieser die Weinkanne

8) Die Erklärung hatte Eustathios gegeben, Joh. Heinr. Voß verstanden und in seiner Interpunktion zur Geltung gebracht; sie war aber vergessen und ist erst neuerdings von mir (s. Anm. 4) wieder hervorgezogen worden. Adolph Roemer verwirft sie und bemerkt dazu: »Ist es nicht hochehrföhrlich, daß man sich in der neuesten Zeit zu der Höhe der Philologie eines — Eustathius aufgeschwungen und wirklich in dem Verse ein wahres »κειμήλιον« entdeckt hat? Er macht Schule, der Athetesenfeind Eustathius.« — Solcher Spott durfte von niemandem weniger kommen als von Roemer, zu dessen Verdiensten gerade auch dies gehört, »einer anderen [d. h. günstigeren] Wertung des Townl. besonders aber des Eustathius Bahn gebrochen zu haben«. So sagt er ja selber HA. (1914) S. 46 (vgl. ebenda 5. 84. 161, Ath. 284. 344 Anm. 1. 388). Danach braucht eine Erklärung allerdings nicht deswegen richtig zu sein, weil Eustathios sie vertritt, aber noch weniger wird sie dadurch unglaubwürdig.

fallen läßt und mit lautem Aufschrei hintenüberfällt. Die Freier werden unwillig und schelten laut auf den Hergelaufenen, der das Behagen des Mahles störe (σ 401 ff.); von einem Tadel gegen den allein Schuldigen ist (anders als ρ 483 ff.) nicht die Rede. All solcher Unbill gegenüber kann der jugendliche Hausherr nicht länger an sich halten; mit scharfer Rede fährt er sie alle an (σ 406 ff.):

δαιμόνιοι, μαίνεσθε καὶ οὐκέτι κεύθετε θυμῷ
βρωτῶν οὐδὲ ποτῆτα· θεῶν νύ τις ὑμῖν ὀροθύνει;
ἀλλ' εὖ δαισάμενοι κατακείμετε οἴκαδ' ἰόντες —

Da erschrickt er über sich selbst; vielleicht hat er dem Vater ins ruhig klare Auge gesehen: es ist noch nicht Zeit, offen zu sprechen. So lenkt er ein und fügt, mit begütigender Handbewegung, hinzu:

ὅππότε θυμὸς ἄνωγε· διώκω δ' οὐ τίς ἐγώ γε.

Man hat hiergegen eingewendet: »Wenn Telemach im letzten Verse »seine Aufforderung zurücknehmen wollte, tat er besser zu schweigen« (v. Wilamowitz HU. 37 Anm. 6). Ohne Zweifel. Aber das sah er selbst erst ein, als ihm das allzu heftige Wort entfahren war; πάλιν δ' ὃ γε λάζετο μῦθον — ähnlich, nur in umgekehrtem Sinne wie Aias H 196. Homer zeigt uns die Gedanken seiner Menschen im Werden, in den auftauchenden und zurücktretenden Gedanken den Wandel der Stimmung: ein Dramatiker, auch im Einzelvortrag.

Das lebendig Charakteristische lag hier im plötzlichen Abbrechen des Gedankens; es kann auch darin liegen, daß dieser von vornherein nur zu ganz kurzem Ausdruck kommt, oder zu gar keinem. Die Rührung des Heimkehrenden beim Anblick seines alten Hundes wird uns um so fühlbarer durch die Art, wie er sie bemeistert: schnell (ἄφαρ ρ 305) richtet er ein paar Fragen an seinen Begleiter, und über Dinge, die er selber längst weiß. Beim ersten Bericht über das Treiben der Freier hat er gierig und schweigend (ἄρπαλέως ἀκέων ξ 110) gegessen und getrunken, um seine Empörung mit hinunter zu schlucken. — Später, nach Vollendung der Rache, als Penelope von Eurykleia mit frohester Kunde aus dem Schläfe geweckt ist, meint sie, jene wolle sich mit ihr einen Spaß machen, den sie dann ernstlich zurückweist; die Alte aber rechtfertigt sich, ψ 26 ff.:

οὐ τί σε λωβεύω, τέκνον φίλον, ἀλλ' ἔτυμόν τοι
ἦλθ' Ὀδυσσεὺς καὶ οἶκον ἰκάνεται, ὥς ἀγορεύω·
ὁ ξείνος, τὸν πάντες ἀτίμων ἐν μεγάροισιν.

Den Vers 28 (ὁ ξείνος κτλ.) wollte Wilamowitz (HU. 82f.) dem Verfasser der umgebenden Partie absprechen und einem Bearbeiter zuweisen (und

Joh. Renner in der 7. Auflage von Faesis Ausgabe 1887, ist ihm darin gefolgt), teils aus Gründen der Kompositionskritik, teils doch auch, weil »der Vers stümperhaft angeflickt sei«. Denn: »Ὀδυσσεὺς οἶκον ἰκάνεται, ὁ ξείνος, τὸν πάντες ἀτίμων, wer redet so?« Die Frage, so gestellt, führt ein wenig irre; wir müssen hinter ἰκάνεται, ὡς ἀγορεύω den Gedanken abschließen.⁹ Dann bleibt für sich stehen: »Der Fremde, den alle verehrten im Saale.« Dabei fehlt allerdings, genau genommen, ein »ist es«; aber zu der Aufregung der alten Dienerin stimmt gerade diese kleine Unvollständigkeit ihrer Rede sehr gut. — Umgekehrt, in einer Trauerbotschaft ist die Kürze, wo nicht anderen doch Adolph Roemer störend aufgefallen, Σ 18—21: hier würde ein genauerer Bericht, meint er, am Platze gewesen sein, der Dichter habe ihn nur deshalb unterdrückt und daraufhin die ganze Szene gestaltet, damit eine Wiederholung des den Zuhörern schon Bekannten vermieden würde⁹). Fälle, in denen es sich um diese Sorge handeln könnte, werden uns bald noch beschäftigen. Im vorliegenden, wo Antilochos nach eiligem Lauf atemlos ankommt und (17) vor Tränen kaum sprechen kann, sind die hastigen, abgerissenen Sätze gerade das, was der Situation gemäß ist.

Daß homerische Kunst auch über die Mittel verfügte, um Trauer und Schmerz in ungehemmter Äußerung darzustellen, zeigt gleich darauf der Ausbruch bei Achill Σ 22 ff., dann im Gespräch mit der Mutter 79 ff. und 98 ff. mit den kunstvoll-natürlich eingeschobenen Klammergedanken: 101 νῦν δέ (ἐπεὶ — 106 ἐν πολέμῳ [ἀγορῇ — 113 ἀνάγκῃ]), 114 νῦν δέ, weiter die Klage, die er unter den Myrmidonen anstimmt Σ 316—355; stärker noch wirken die Worte der Erinnerung, die er nach der Versöhnung mit Agamemnon, ehe es zur Schlacht geht, im Kreise der vornehmsten Führer dem Verstorbenen widmet T 315—337. Aber nicht nur, was ein Mann unter den Schlägen des Schicksals leidet, fühlt der Dichter und spricht es aus; er weiß sich auch in die Lage der Frauen und der Dienenden zu versetzen und zu deuten, was in ihrem Innern vorgeht, wenn sie zur Wehklage um einen Gefallenen bestellt werden, der ihnen doch im Grunde fremd war. Für Briseis bedeutet der Tod des Patroklos einen persönlichen Verlust; das verstehen wir aus ihrer Rede. Dann aber heißt es von den übrigen, T 301 f.:

ὥς ἔφατο κλαίουσ'· ἐπὶ δὲ στενάχοντο γυναῖκες,
Πάτροκλον πρόφασιν, σφῶν δ' αὐτῶν κήδε' ἐκάστη. —

III. Wohl die sicherste Probe auf das psychologische Verständnis und Gestaltungsvermögen der Dichter war zu allen Zeiten ihre Behandlung

9) Ad. Roemer, Zur Technik der homer. Gesänge. Sitzgsber. philos.-philol. und histor. Bayer Akad. 1907, S. 497 f.

der Träume. Auch Homer hat die eigentümliche Art, wie sich im Traume die Dinge verschieben, beobachtet und setzt sie bei seinen Zuhörern als bekannt voraus, so daß er gelegentlich aus diesem Vorstellungskreise schöpft, um einen Vorgang der Wirklichkeit anschaulich zu machen. In der aufregenden Szene, wie Hektor, von Achilleus gejagt, dreimal um die Stadt läuft, zeichnet ein Gleichnis, von Hund und Hirschkalb, die Überlegenheit des Verfolgers, der dem Fliehenden immer wieder den Weg zum Tore abschneidet (X 189—198). Aber auch sein Vorhaben gelingt nicht; das malt ein zweites Gleichnis:

ὥς δ' ἐν ὀνείρῳ οὐ δύναται φεύγοντα διώκειν·
 200 οὔτ' ἄρ' ὁ τὸν δύναται ὑποφεύγειν οὔθ' ὁ διώκειν·
 ὥς ὁ τὸν οὐ δύνατο μάρψαι ποσὶν οὐδ' ὅς ἀλύξει.

Gegen eine dem Aristarch zugeschriebene Athetese hat Roemer die drei Verse wirksam verteidigt (Ath. 56f.); aber auch Wilamowitz meint, dieses Gleichnis passe nicht in seine Umgebung (IIIH. 102 Anm.). Mir scheint, der Vergeblichkeit des Fliehens, von der vorher allein die Rede war, wird hier die Ergebnislosigkeit des Verfolgens passend gegenübergestellt; für den Verlauf der Haupthandlung ist doch auch sie wichtig. Allerdings, indem der Dichter sie mit Hilfe der Erfahrung aus dem Traumleben beschreiben will (ὥς ἐν ὀνείρῳ οὐ δύναται φεύγοντα διώκειν), fühlt er sich nochmals auch an jene Seite erinnert und bildet nun den Ausdruck des Gedankens doppelseitig, sogar zweimal, erst *a*, *b*, dann *b*, *a*: οὔτε ὑποφεύγειν οὔτε διώκειν, danach οὐ μάρψαι οὐδὲ ἀλύξει. Das ist freilich nicht ganz logisch; denn nur auf das οὐ διώκειν, οὐ μάρψαι kam es diesmal an, als Ergänzung zu dem vorhergehenden ἀποστρέψασκε παραφθᾶς (197). Aber über dergleichen Ausschweifungen dürfen wir mit einem Dichter nicht rechten; und dies war es auch wohl nicht, weswegen Wilamowitz an der Einordnung des Gleichnisses Anstoß nahm. Wir halten es fest als Beispiel frühzeitiger Beobachtung eines Traumvorganges.

In einem Falle, Ψ 65—107, könnte man zweifelhaft sein, ob der Dichter, der für unser Gefühl einen Traum beschreibt, es auch selber so gemeint hat. Zu dem schlafenden Peliden kommt (ἦλθε δ' ἔτι) die Seele des verstorbenen Freundes und mahnt ihn, ihr durch schleunige Bestattung den Zutritt ins Innere des Reiches der Abgeschiedenen zu verschaffen, von wo sie bisher ferngehalten werde. Auch möge er ihr zum Abschiede die Hand reichen; denn im Leben würden sie nicht wieder zusammenkommen. Daß sie im Tode wieder vereinigt, ihre Gebeine in gemeinsamer Urne geborgen würden, dafür bittet er den zur Zeit noch Lebenden, der ihm doch bald folgen werde, im voraus Sorge zu tragen. Achill

verspricht, alles zu tun. Wie er aber die Hände ausstreckt, entzieht sich die Seele des Patroklos der Umarmung und fährt schwirrend unter die Erde. Da springt Achill auf, schlägt erstaunt die Hände zusammen und spricht klagend: »Ihr Götter, so bleibt denn zwar auch noch in des »Hades Behausung eine Psyche und ein Schattenbild (des Menschen), »doch es fehlt ihm das Zwerchfell (und damit alle Kräfte, die den sichtbaren Menschen am Leben erhalten).« So hat Rohde übersetzt und erklärt ¹⁰). Nach seiner Ansicht wiederholt hier der Erwachte den uralten Schluß, den man aus der Traumerscheinung Verstorbener gezogen hat, daß es solche Doppelgänger der Menschen wirklich gebe. Aber daß sie ohne Bewußtsein und Verstand seien, das könnte aus diesem Falle, wo ἐμ-φρόνως καὶ συνετῶς διείλεκται πάντα ὁ Πάτροκλος, wahrlich nicht gefolgert werden. Jenes paßt auf die Toten der Odyssee, außer Teiresias, ehe sie Blut getrunken haben; deshalb hat sich Rohde denen angeschlossen, die an unsrer Stelle φρένες körperlich verstehen ¹¹). In geistigem Sinne nimmt es Wilamowitz (IIH. 110 f.), konstatiert ebenfalls den damit gegebenen Widerspruch, stellt ihm aber andres Unklare aus dieser Partie zur Seite und schließt, wir »müßten es dem Dichter nachsehen«. Mir scheint: ein Dichter, der die ganze Szene mit soviel psychologischer Wahrheit ausgeführt hat, darf es ablehnen, an unsre Nachsicht verwiesen zu werden. Und die müßte in dem einen Falle doch recht weit gehen, während die anderen scheinbaren Unstimmigkeiten sich sehr gut begreifen lassen. Es mischen sich in der Tat zwei Vorstellungen: die eines Besuches, den die wirkliche Seele des Verstorbenen dem schlafenden Freunde macht, um ihre eignen Sorgen und Wünsche ihm mitzuteilen, und die eines Traumes, der im Unterbewußtsein des Schlafenden emporsteigt und aus solchen Gedanken sich gestaltet, wie sie den Wachenden vorher bewegt und erfüllt haben. Welche der beiden Vorstellungen bildete für den Dichter die Grundlage, welche ist für accessorisch zu halten? Wilamowitz meint, der Dichter habe gewußt, »daß es die Sehnsucht der Überlebenden ist, welche im Traume das Bild des Toten aufsteigen läßt«; dies habe er wiedergeben wollen, und dabei seien ihm alte Volksvorstellungen dazwischengekommen wie die, »daß der Geist, fledermaus-

10) Psyche I S. 7 f. Nur im Anfang habe ich »zwar« eingesetzt statt »wirklich« (»so bleibt denn . . . auch noch«), eine Änderung, mit der wohl Rohde selbst sich einverstanden erklärt haben würde; denn erst so kommt zum Ausdruck, wie auf dem zweiten Gliede des Gedankens (»aber es ist keine Kraft darin«) der Ton ruht.

11) Im Schol. A zu Ψ 104 ist die Streitfrage knapp und klar dargelegt; auch die oben benutzten Worte stehen dort, und es folgt darauf: ἐνσέσεισται οὖν ἐκ τῆς Ὀδυσσεύας ὁ στίχος. Seltsam im Ausdruck, wenn es »eingeschoben« heißen soll (vgl. Lehrs, Ar.² 335), und sachlich nicht zutreffend; denn der Vers kommt in der Odyssee gar nicht vor. Man verlangt den Begriff »beeinflußt«.

artig piepsend¹², *τεριψυία* verschwindet«. Stünde es so, dann könnte der Autor allerdings dankbar sein, wenn wir ihm seine Unklarheit »nach-sähen«; denn er wäre von der poetischen Höhe, auf der die Rede des Patroklos (69—91) und andres in dieser Szene steht, stellenweise peinlich herabgesunken. Er hätte für ein Geistiges nach Bildern gesucht und dabei aus Versehen doch wieder die Bilder als wirklich genommen. Sehen wir es einmal umgekehrt an. Er kam nicht vom klaren Denken her, dessen Ergebnisse er bildlich ausdrücken wollte, sondern vom reinen Glauben, der sich unwillkürlich und allmählich in denkenden Männern einen geistig vertieften Inhalt schuf. Da war auch die alte Form noch lebendig, als der neue Inhalt schon anfang zu leben. So entspricht es der geschichtlichen Entwicklung, so können wir psychologisch den Zusammenhang verstehen, und der Dichter bleibt in Ehren.

Daß Apollon, um den gekränkten Priester zu rächen, mit seinen Pfeilen im Heere der Achäer die schlimme Krankheit hervorruft, wirkt im Gedankenkreise des A als lebendiger Glaube. Trotzdem ist die Schilderung des Verlaufes mit einem so realistischen Zuge ausgestattet wie dem, daß anfangs nur Maultiere und Hunde fallen, dann erst Menschen ergriffen werden¹³. Es war doch keine gewöhnliche Pest, sondern ein göttliches Strafgericht! — Der Dichter und seine Zuhörer würden unsre Verwunderung nicht verstanden haben; jedes Natürliche war für sie ein von den Göttern Gesandtes, und umgekehrt, nur daß sie sich des Umgekehrten nicht wie der Schriftsteller *περὶ ἱερῆς νούσου* bewußt waren. Wenn es alter Glaube war, daß der Traum kurzen Ausblick in ein sonst verschlossenes jenseitiges Dasein eröffne, und zugleich vielfache Erfahrung, daß in ihm Gestalten, Geschehnisse und Gedanken hervortreten, die den Wachenden beschäftigt haben, so ergab es sich für den Dichter von selbst, daß er das eine wie das andre in seine Erfindungen hereinzog. — Auf ein im Epos viel umfassenderes Beispiel der Entsprechung zwischen religiös-poetischer Darstellung und natürlichem Verlauf habe ich früher schon hingewiesen; das ist unsere Theorie von dem »psychologischen Korrelat« bei göttlichen Eingriffen in die Handlung¹³. Homer glaubte an Dasein und Macht der Götter, andererseits kannte er das menschliche Herz und besaß psychologischen Takt: so konnte ihm von selbst ein Gebilde entstehen, in dem aufrichtig religiös gedachte Erzählung mit den unmittelbaren Erfahrungen vom Innenleben der Menschen

12) Das scheint allgemeiner Beobachtung zu entsprechen. Hagenbeck, »Von Menschen und Tieren« erzählt zum Jahre 1892: »Während des ganzen Frühjahrs und Sommers starben meine Tiere hin, und im August brach in Hamburg die Cholera aus.«

13) Oben S. 402. 403f. Dazu, mit besondrer Bezugnahme schon auf die Träume, Gött. gel. Anz. 1917 S. 552.

übereinstimmte. Dasselbe finden wir jetzt in seiner Behandlung der Träume.

Dabei kann das Verhältnis, in dem sich die Elemente mischen, immer noch von Fall zu Fall verschieden sein¹⁴). In dem Traume des Achilleus in Ψ hielten sich beide, das der lebendigen Erfahrung und das der überlieferten theologischen Doktrin, so ziemlich das Gleichgewicht; sonst wäre wohl ein Streit darüber, von welcher Seite der gestaltende Dichter ausgegangen sei, gar nicht möglich gewesen. Aber nehmen wir die folgenschwere Sendung des $\sigma\upsilon\epsilon\iota\sigma\omicron\varsigma$ zu Anfang des B. Daß der Oberfeldherr, in der Nacht nach der Auflehnung und Absage seines machtvollsten Mitkämpfers, durch natürliches Träumen zu dem Entschluß gekommen sei, gerade jetzt einen allgemeinen Angriff zu unternehmen, ist an sich gewiß denkbar; aber nichts deutet darauf hin, daß auch der Dichter an solchen Zusammenhang gedacht habe. Dagegen ist die Veranstaltung des Zeus ausführlich dargelegt. Und noch etwas anderes läßt sich beobachten, wodurch, wenn die Beobachtung nicht irreführt, das Moment des Zaubenhaften in dieser Traumerzählung verstärkt werden würde: Nestor, in dessen Gestalt die nächtliche Erscheinung gekommen war, wird von Agamemnon so angesehen (B 53 f.), als ob er für das, was sein schattenhafter Doppelgänger getan hat, mitverantwortlich sei; und er selbst scheint sich dieser Auffassung zu fügen (80—84). Liegt hier etwas von uraltem Geisterglauben zugrunde? Oder sind die Beziehungen, die wir zu erkennen meinen, zufällig hereingekommen? Die Frage würde sich nur auf Grund eines Materiales entscheiden lassen, das, falls es sich irgendwo findet, beizubringen und zu prüfen die Kundigen hiermit eingeladen seien.

Nach dem entgegengesetzten Ende der Entwicklung, welche die Erfahrungen und Ansichten der Griechen vom Traumwesen durchgemacht haben, weist uns das Paar von Träumen, von denen Penelope und Odysseus in der Nacht vor der blutigen Entscheidung heimgesucht werden. Offensichtlich — um nicht zu sagen »handgreiflich« — beruhen sie auf Nachwirkung des Gespräches, das am Abend vorher zwischen den beiden Gatten stattgefunden hat¹⁵). Vergegenwärtigen wir uns kurz seinen Verlauf (τ 104 ff.). Was der Bettler über Odysseus' Auszug nach Troja, über die Kleider, die er damals trug, über die späteren

14) Beispiele, die wir zur Prüfung in dieser Hinsicht empfehlen, sind noch: das Abbild von Penelopes Schwester Iphime, durch Athene gesandt δ 795—841; die Göttin selbst als Besuch bei Nausikaa ζ 20—47; der Traum der Königin von ihren Gänsen, die ein Adler tötet, τ 535—569.

15) Was hier unmittelbar folgt, ist entnommen aus dem Aufsatz »Homer als Charakteristiker«, NJb. V 1900 S. 597—610; der Abschnitt über die Träume in u S. 605.

Schicksale des Herrschers von Ithaka berichtet, verrät eine so intime Kenntnis, das Versprechen, jener werde noch in diesem Monat zurückkehren (307), wird so zuversichtlich gegeben, daß man meint, Penelope müsse mit Blindheit geschlagen sein, weil ihr gar nicht die Möglichkeit auftaucht, er sei es vielleicht selber, der vor ihr sitzt, während doch der alten Eurykleia sogar die Ähnlichkeit auffällt. Doch die Fürstin kommt über die äußere Erscheinung von Armut und Alter nicht hinweg; der Eindruck dessen, was sie sieht, beherrscht sie und läßt eine Empfindung wie die, welche wir hier vermissen, gar nicht aufkommen. Vermißt sie auch der Fremde, der Gemahl? Fast möchte man es vermuten, obwohl er ja mit Willen sich zurückhält (τ 209—212), nur im Geiste den nicht mehr fernen Augenblick voraus genießend, wo jede Schranke gefallen sein, die geliebte Frau in seinen Armen liegen wird. — Nun kommt die Nacht, und jeder von ihnen sucht seine einsame Ruhestätte auf. Im Schlaf treten die störenden Einwirkungen der äußeren Welt zurück, das bewußte Gedankenleben schweigt, und was unbewußt in den Tiefen der Seele gärt und arbeitet, drängt empor. Schon manchem ist es so ergangen, daß ihm ein Wandel der eignen Gesinnung, der sich vollzog oder vorbereitete, zuerst durch einen Traum zur Erkenntnis kam. So ist es hier. Penelope träumt, ihr Gemahl ruhe wieder neben ihr, so jung und stattlich, wie er einst mit dem Heere auszog (υ 88f.). Und wie sie gegen Morgen erwacht und laut weint, daß das keine Wirklichkeit ist, hört unten auf der Diele der Bettler ihre Stimme; deren Klang gesellt sich zu den wogenden Bildern des Halbschlafes, und jetzt glaubt er zu sehen, daß die Frau, die ihm so fremd geworden war, zu Häupten an seinem Lager steht und ihn erkannt hat (93f.).

Auch aus moderner Literatur möchten sich nicht viele Beispiele finden lassen, in denen psychologische Wahrheit und künstlerische Ausmalung eines Traumes so vollkommen verschmolzen wären wie in den beiden des υ. Worin liegt eigentlich ihr besonderer Reiz? Nüchterne Erklärung aus unbewußten Vorgängen der Seele würde uns — innerhalb der Poesie — ebensowenig erfreuen wie umständliche Ableitung aus mythologischer Gelehrsamkeit. Homer erzählt ganz schlicht, und eben damit anschaulich. Unausgesprochen, und doch spürbar für unsre Wahrnehmung, läßt er die Träume entstehen aus den Gesprächen, die vorhergegangen sind; und diese sind allerdings von seiten des Mannes seltsamer Art.

IV. Niese und ihm beistimmend Wilamowitz, beiden folgend ich, sahen in manchen Erinnerungen und Andeutungen des Bettlers in τ geradezu den Wunsch sich äußern, von Penelope erkannt zu werden; erst nachdem ihm dies, zu seinem Leidwesen, nicht gelungen sei, habe er zu dem gröberen Mittel gegriffen, beim Fußbade sich der alten Dienerin zu

offenbaren, die dann das weitere zu vermitteln und den Schlußverlauf der ganzen Handlung unter starker Mithilfe der Königin, wie er ursprünglich gewesen sei, herbeizuführen hatte. Gründe gegen diese Konstruktion, die auch uns einmal gewonnen hatte, sollen später zur Geltung kommen; jetzt wollen wir etwas hervorheben, was für sie zu sprechen scheint. Die Genauigkeit, womit der Fremde die Ausstattung beschreibt, in der einst Odysseus über Kreta nach Troja gesegelt sei (τ 221—248), die Zuversicht, womit er schwört, daß heute noch — oder meint er »morgen«? — der seit zwanzig Jahren Abwesende heimkehren werde, das alles läßt erkennen, daß er über den verlorenen Gemahl aufs beste Bescheid weiß. Er darf sich nicht wundern, wenn andre den Schluß ziehen, er sei es selber; ja, dieser Schluß liegt so nahe, daß sich uns heute noch der Gedanke aufdrängt, diese Folgerung sei von ihm beabsichtigt gewesen. Wenigstens müßte man sagen, der Gast — der kluge Odysseus — handle recht unbedacht und widerspruchsvoll, wenn er einerseits seinen Plan darauf gründe, daß er nicht entdeckt werde, andererseits immer wieder sich in Anspielungen und halben Enthüllungen gehen lasse. In der Tat aber, so sind die Menschen. Und wenn wir zu der Erkenntnis kommen, daß auch der Held der Odyssee so war, kein abstrakter Inbegriff von Schlaueit und Selbstbeherrschung, sondern auch er »ein Mensch mit seinem Widerspruch«, so kann unsre Freude an ihm und an dem Dichter, der ihn geschaffen hat, nur erhöht werden. Darin soll uns die Beobachtung nicht stören, die wir wohl auch schon gemacht haben, daß dieses »Spielen mit dem Feuer« stellenweise etwas weit getrieben wird. Es ist doch nicht um seiner selbst willen da, sondern damit es den Personen, die der Dichter damit beschäftigt zeigt, eben jenen belebenden Zug des Irrationalen verleihe; und in so etwas das rechte Maß zu treffen, hat die Kunst überall erst allmählich lernen können. —

Wenn Odysseus die Absicht hat, unerkannt zu bleiben, und ihm dies bei der eignen Frau, trotz mancher Ansätze zum Selbstverrat, vollständig gelingt, so mag er es schmerzlich empfinden, daß er gerade ihr so fremd hat werden können¹⁶⁾; aber mit dem Erfolge seiner Veranstaltung darf er zufrieden sein. Dagegen haben wir in der Ilias das Beispiel eines Redners, der ebenfalls das Gegenteil der Wahrheit seinen Zuhörern zur Überzeugung, damit aber, so viel an ihm liegt, den eignen Plan zum Scheitern bringt. Dieser Redner ist Agamemnon, den der Dichter freilich auch sonst durch einen auffallenden Mangel an Augenmaß charakterisiert hat. Um das — trügerische — Siegesversprechen des Zeus im Anfange von B, an das er selber ja glaubt, der Verwirklichung zuzu-

16) Ein fein mitempfundener Zug bei Wilamowitz HH. 54, von dem er freilich einen ganz anderen Gebrauch gemacht hat, als hier geschieht.

führen, gedenkt sich der Oberfeldherr einer List zu bedienen, die jener ähnlich ist, durch die Friedrich der Große in der Schlacht bei Leuthen die Stimmung seiner Offiziere zur höchsten Entschlossenheit gesteigert hat. Auch der Atride hält eine Rede mit doppelter Tendenz: einer ausgesprochenen, daß man den Krieg, der nun doch aussichtslos sei, aufgeben und nach Hause fahren wolle, und einer versteckten, die von selbst in den Herzen der Zuhörer erwachen soll aus der Empörung über das Schicksal, das bereits wie ein entschiedenes und unvermeidliches ihnen zugemutet wird. Φεύγωμεν σὺν νηυσί, heißt es zum Schluß (140), nicht etwa στείχωμεν, was ebenso in den Vers gepaßt hätte: τῷ αἰσχυρῷ ὀνόματι ἀποτρέπει τοῦ ἀπόπλου (schol. B). Auch das alte Versprechen des Zeus (ὃς πρὶν μὲν μοι ὑπέσχετο καὶ κατένευσεν 112) und seine Allmacht (ὃς δὴ πολλῶν πολίων κατέλυσε κάρηνα 117) werden hervorgehoben: unmittelbar freilich, um Unwillen und Verzweiflung zu nähren; aber solche Tatsachen könnte ein Gegenredner doch auch benutzen, um die Hoffnung zu wecken, daß Zeus sich auch diesmal treu und mächtig bewähren werde. Und in diesem Sinne Einspruch zu erheben sind die Fürsten, die Teilnehmer der Ratsversammlung, ja ausdrücklich beauftragt (73—75). In der Eile aber findet keiner das Wort, um so Naheliegendes auszusprechen; alle werden von der pessimistischen Stimmung mitfortgerissen. Auch die numerische Überlegenheit der Achäer, in der an sich doch ein günstiges Moment liegt, sieht Agamemnon nur als Grund des Unwillens an über die Schande, die ihnen vom höchsten der Götter auferlegt werde (119 ff.); und keiner kommt auf den Gedanken, etwas dagegen zu sagen. Erst Athene, von Here gesendet, muß eingreifen, damit ein berufener Redner das wieder gutmache, was alles der unberufene verdorben hat.

Wer ein wenig boshaft sein wollte, könnte sich hier an die Stelle der Odyssee erinnert fühlen, wo der unglückliche Polyphem einen späten Versuch macht, den bösen Gast, der ihm das Auge ausgebrannt hat, nun seinerseits zu überlisten. Schon die Wendung, mit der er zu freundlichen Worten übergeht, ist viel zu plötzlich; und wo er zu schmeicheln versuchen sollte, treibt seine Natur ihn doch wieder zu prahlen (1517—521). Um durch Reden zu wirken, die von einem Hintergedanken geleitet werden, bedarf es einer anderen Begabung, als der Kyklop, auch als der Gemahl der Klytämnestra sie besitzt. Geschickter dazu ist Menelaos; und der Dichter hat uns die Freude machen wollen, ihn in dieser Kunst wetteifernd mit seiner Hausehre, der wiedergewonnenen Helena, sich betätigen zu lassen. Bei Telemachs Besuch dreht sich am ersten Abend die Unterhaltung um Odysseus, auch nachdem Peisistratos gebeten hat, die Trauer für heute ruhen zu lassen. Die Königin erzählt (δ 242 ff.) eine besonders kühne Tat von ihm, an die sich auch für sie eine freudige Er-

innerung knüpft. Er habe sich selber durch Schläge entstellt und sei dann, als Bettler verkleidet, in die Stadt gekommen, um für die Belagernden Kundschaft zu holen. Sie allein, Helena, habe ihn erkannt, aber auch ihren Fragen sei er ausgewichen, bis sie ihn durch freundliche Bewirtung und durch das eidliche Versprechen beruhigte, daß sie ihn nicht verraten wolle. Da hätten sie denn Mitteilungen ausgetauscht, und der Verwegene habe reichen Ertrag seines Späherganges ins Lager zurückgebracht (δ 256. 258). Mein Herz, so fügt sie hinzu, freute sich; denn schon war es der alten Heimat wieder zugewandt, und ich bereute die Verblendung, die mich einst weggeführt hatte, παῖδά τ' ἐμὴν νοσφισσάμενην θάλαμόν τε πόσιν τε οὐ τευ δευόμενον, οὐτ' ἄρ φρένας οὔτε τι εἶδος (263f.). Man glaubt zu sehen, wie sie mit koketter Kopfbewegung dem Danke winkt, den das Kompliment, das dem Gemahl gemacht wird, doch wohl verdiene. Und mit Zustimmung beginnt der Atride: ναὶ δὴ ταῦτά γε πάντα, γύναι, κατὰ μοῖραν ἔειπες (266). Schon vieler Männer Willen und Gedanken hat er kennen gelernt, aber noch keinen gesehen, οἷον Ὀδυσσεύος ταλασίφρονος ἔσκε φίλον κῆρ (270). Klugheit und Willensstärke sind dann die Eigenschaften, die an einem Beispiel aus seinem Leben gezeigt werden. Als unter seiner Führung die ersten der Danaer im hölzernen Pferde saßen, kam draußen Helena mit Deiphobos heran und versuchte durch Inhalt und Ton einer Ansprache die Verborgenen zu locken, daß sie sich verrieten. Zu ihrer eignen Behauptung, daß sie damals schon längst reumütig und zur Heimkehr gestimmt gewesen sei, paßt das freilich nicht. Κελευσέμεναι δέ σ' ἔμελλε δαίμων, ὃς Τρώεσσιν ἐβούλετο κῦδος ὀρέξαι, schiebt der Erzähler entschuldigend ein (274f.), höflich, aber unwirksam. Das Schlimmste wäre geschehen, wenn nicht Odysseus mit kräftiger Hand zugegriffen und jede laute Äußerung der Aufgeregten verhindert hätte (vgl. 284. 287/9).

In dem halbversteckten Wortstreite der beiden Gatten ist Menelaos Sieger geblieben; und das mag auch von den Gästen peinlich empfunden werden. So kommt hier zu rechter Zeit Telemachs Bitte, man möge ihm und seinen Gefährten jetzt die Ruhestatt anweisen (294). Die Situation, die gespannt zu werden drohte, findet ihr Ende: ob der verständige Sohn des Odysseus das bezweckt hatte, oder ob wir ihn uns so taktvoll vorstellen sollen, daß es ihm ungewollt glückte, darüber zu streiten wäre müßig. Eine Alternative dieser Art ins Auge zu fassen, kann sonst auch da, wo es unmöglich ist, sie zu entscheiden, doch unserm Verständnis förderlich sein.

Der Bericht, den Achill weit ausholend seiner Mutter über Ursprung und Verlauf des Streites mit Agamemnon gibt, A 366—392, hat lange Zeit, seit Aristarch, als Interpolation gegolten. "Οτι παλιλλογεῖν παρήτηται.

ἄλλοτριοι ἄρα οἱ ἐπιφερόμενοι στίχοι ἑξοσι ἑπτὰ: es gibt noch heute Gelehrte, die dieses Hauptargument (des Aristonikos, zu 365) gelten lassen; zu ihnen gehört Bethe (Hom. I S. 194). Aber versuchen wir es nur, 393 ohne Zwischenraum an 365 anzuschließen: Achill stünde als Grobian der Mutter gegenüber. Und dazu hätten wir mit kritischem Eingriff ihn gemacht; denn, was überliefert ist, Achills anfängliche, schnell aufgegebene Zurückhaltung — οἶσθα· τί ἦ τοι ταῦτα ἰδυῖν πάντ' ἀγορεύω; — paßt vortrefflich in die Situation. Genau so spricht jemand, der in der Erregung des Schmerzes und in dem wohlthuenden Gefühle, daß ein Teilnehmender ihm zuhört, ausführlich etwas zu erzählen beginnt, was mitzuteilen eigentlich nicht notwendig wäre. Und wie erzählt er? Finsler hat diese Rede »ein kleines Meisterwerk« genannt (Homer [1908] S. 40): »In Anlehnung an den Gang des Buches bringt sie rasch »und ungenau, aber höchst charakteristisch die Hauptsachen vor.« Für Ad. Roemer gab die Ungenauigkeit, verbunden mit der Entbehrlichkeit des Berichtes, so schweren Anstoß, daß auch er einen Interpolator glaubte verantwortlich machen zu müssen (Ath. [1912] S. 286—289). Gehen wir aber seiner Kritik aufmerksam nach, mit dem Wunsche, das einzelne nachher zusammenzufassen, so gelingt das in überraschender Weise: der Dichter hat wieder seine Kunst geübt, die Stimmung eines Menschen in dem, was er ihn sagen läßt, zu malen¹⁷⁾. So wie Achill damals würde noch heut ein großer Junge weinend seiner Mutter die Entstehung eines Konfliktes erzählen, in den er geraten ist. Mit keinem Worte spricht er davon, daß er es war, der die Versammlung berufen, die Befragung des Sehers veranlaßt hatte, daß er den Zaudernden zu freimütiger Aussage, auch für den Fall, daß Agamemnon davon be-

17) Wilamowitz IIH. 253 sieht das Bewundernswerte bei Achills Erzählung darin, daß überhaupt die Vorgeschichte erst weggelassen und hinterher gebracht wird: der Dichter sei sich dabei »der Kühnheit bewußt, den Hörer sofort in eine bewegte Szene »gerissen zu haben. Er hat es gemacht wie Menander gegenüber Euripides: bei dem »ist der Prolog auch an die zweite Stelle gerückt. Was wir aus dieser Disposition »entnehmen, ist die Bestätigung dafür, daß der Dichter des A im Gefühle seines »Könnens an den überlieferten Formen rüttelt«. — Das ist doch wohl nicht haltbar. Was wir aus Achills Munde noch über die Vorgeschichte erfahren, ist in weniger als vier Versen abgetan. Es beschränkt sich auf die Notiz, Chryseis sei in Theben erbeutet worden, was in Schol. BL zu A 366 hervorgehoben wird (οἱ ἀθετοῦντες τοὺς στίχους οὐκ ἔωσι μαθεῖν ἡμᾶς ὅθεν ἦλω Χρυσήϊς) und in der Tat wichtig ist, wie van Leeuwen Mnemos. 39 (1911) p. 344 gesehen hat; denn andernfalls müßten wir annehmen, daß durch Einbruch in die Wohnstätte des Priesters noch viel schwereres Unrecht begangen worden war als durch Verweigerung der Rückgabe des Mädchens. Alles übrige aber (370ff.) in Achills Bericht ist nur Wiederholung dessen, was wir schon wissen. Es kann also, wenn es hier einen Sinn haben soll, nicht für die Hörer, sondern muß für Thetis gegeben sein. Und so ist es wirklich.

troffen werden sollte, gedrängt hat (90). Dagegen nimmt er für sich das Verdienst in Anspruch, nach dem Gutachten des Kalchas als erster zur Herausgabe der Chryseis, oder vielmehr — auf seiner Seite soll in den Augen der Mutter nichts, auch kein unumwundener, harter Ausdruck bleiben, woran Agamemnon hätte Anstoß nehmen können — zur »Versöhnung des Gottes« geraten zu haben (386). Er verschweigt also die Tatsache, daß der Atride sich sofort zu dem persönlichen Opfer bereit erklärt und nur allgemein, ohne irgend jemand zu nennen, Ersatz dafür gefordert hatte (116 ff.); verschweigt weiter, daß er es dann gewesen ist, der dieser Forderung in wenig respektvollen Worten (φιλοκτεανώτατε πάντων) entgegentrat und ihre Vertagung verlangte. Nach dieser ganzen Darstellung muß Thetis glauben, daß ihr Sohn, ohne ein Wässerchen getrübt zu haben, das Opfer eines überfallartigen Angriffs geworden sei (387 f.). Und das sollte sie glauben; so sah er selbst es an. Freilich, ob der Dichter gemeint hat, daß Achill mit Bewußtsein oder daß er in der Erregung unwillkürlich die Wahrheit entstellte, wird sich mit Gründen wohl niemals ausmachen lassen. Wer aber dem Gefühl nach, wozu ich mich bekenne, das zweite vorzieht, wird sich über die eigne Auffassung erst dadurch recht klar werden, daß er ihr gegenüber auch die andre ruhig in Erwägung zieht.

Mit dem Bericht Achills an seine Mutter hat schon Aristarch in der Athetese den zusammengefaßt, den sie über den Sohn an Hephaistos erstattet, Σ 444—456. Dort bemerkt Aristonikos: ἀθετοῦνται στίχοι ιγ', ὅτι συνήγαγέ τις τὰ διὰ πολλῶν εἰρημένα εἰς ἓνα τόπον ὡς ἐκείνα: »ῥήχομεθ' ἐς Θήβας, ἱερὴν πόλιν (A 366 ff.). Die dreizehn Verse wurden verworfen, weil sie nicht nur überflüssig seien, sondern geradezu Falsches enthielten: οὐ γὰρ ταῖς λιταῖς πεισθεὶς Ὀδυσσεύς καὶ Αἴαντος [wie man nach 448. 450 f. annehmen müßte] ἐξέπεμψε τὸν Πάτροκλον, ἀλλ' ὕστερον ἐκουσίως ὁ Πάτροκλος κατελείψας τὴν φθορὰν τῶν Ἑλλήνων ἰκέτευσε δοθῆναι αὐτῷ τοῦ Ἀχιλλέως τὰ ὄπλα. Düntzer und Faesi bemerkten, 457 könne sich doch nicht unmittelbar an 443 angeschlossen haben; und ersterer nahm an, daß hier ursprünglich ein paar durch den Einschub verdrängte Verse gestanden hätten, in denen das Tatsächliche über Patroklos' Fall gegeben war. Daß ein Bericht dieser Art nicht entbehrt werden könne, meinte auch Erhardt, und kam, da er andererseits die Unvereinbarkeit des vorliegenden mit πρεσβεία und Πατρόκλεια stark empfand, auf die Vermutung¹⁸⁾, daß wir hier nicht eine Interpolation vor uns hätten, »sondern die unverändert bewahrte Darstellung aus einer »früheren Epoche des epischen Gesanges«, aus einer Zeit, da »die ein-

18) Erhardt, Die Entstehung der homerischen Gedichte (1894) S. 370 f.

»zelen Phasen der Handlung noch nicht in die spätere systematische »Verbindung zueinander gebracht« waren. Ähnlich urteilte Wilamowitz, als er die Vermutung ausdrückte, es müsse früher einmal ein Einzelgedicht gegeben haben, in dem die Gesandtschaft so dargestellt war, wie sie Σ 448ff. erzählt ist; doch hat er diesen Gedanken nicht weiter verfolgt¹⁹⁾. An der einfachen Athetese hält Adolph Roemer fest, der unsere Stelle, zusammen mit anderen Beispielen einer ἀνακεφαλαίωσις, die dem homerischen Stil nicht gemäß sei, eingehend behandelt hat²⁰⁾. Ihm scheinen 443/457 einen glatten Anschluß zu geben, während er mit dem, was dazwischen steht, scharf ins Gericht geht. Vor allem, sagt er, »müssen wir mit aller Entschiedenheit die Rolle ablehnen, welche mit »τῆς ἀχέων 446 dem Achilleus gegeben wird; denn die Liebe ist durch- »aus kein Motiv oder gar das Hauptmotiv, zu dem sie mit diesen Worten »gemacht wird, so warm er sich auch I 342f. natürlich der Kontrast- »wirkung wegen ausspricht. Das Ein und Alles ist und bleibt und tritt »durchweg in der sonstigen Darstellung des Dichters hervor: die uner- »hörte Ehrenkränkung.« Allerdings, so empfindet es Achill, und läßt über seine Auffassung keinen Zweifel. Aber hier spricht eine Frau. Sollte die nicht das Recht haben, mit etwas anderen Augen zu sehen? Ist es nicht höchst natürlich, daß sie den innersten Grund zu dem tiefen Schmerz ihres Sohnes in dem Verluste des geliebten Mädchens zu erkennen glaubt? Und weiter: 448f. müssen wir freilich so verstehen, als hätten die Geronten »sich in der Aufzählung von Geschenken gegenseitig überboten«; die Verse geben also ein etwas — nicht »durchaus« — falsches Bild. Aber ist wirklich diese Ungenauigkeit »geradezu unverzeihlich«? Soll man es der Mutter nicht verzeihen, daß sie, um ihren Helden zu verherrlichen, die Ehre, die ihm erwiesen wurde, noch ein wenig ausschmückt? Ihr Wunsch ist, auf den befreundeten Hephaistos, der helfen soll, Eindruck zu machen. Darum verschweigt sie mit weiblicher Klugheit Achills Härte und Patroklos' Ungehorsam und stellt es so dar, als habe der eine den Bitten der Fürsten sogleich nachgegeben, der andere nicht erst durch Übertretung eines ausdrücklichen Verbotes (II 89—96) sich bis ans Skäische Tor vorgewagt, sondern von vornherein und den ganzen Tag dort gekämpft.

19) Die Vermutung ist ausgesprochen Berliner Sitzgsber. 1910 S. 401, gegen Ende des Aufsatzes »Über das Θ der Ilias«, nicht wiederholt in seinem Buche »Die Ilias und Homer«. — In sich widerspruchsvoll erscheint mir Rothes Ansicht über Thetis' Rede (Hom. I 88f.), eine Folge seiner Gesamtansicht über die Hoplopöie; vgl. Götinger gel. Anz. 1917 S. 210f. 213.

20) Roemer, Zur Technik der homerischen Gesänge (1908) S. 505ff. — In gleichem Sinne wieder Ath. (1912) S. 290ff.

Also, was fehlerhaft schien, erweist sich als ein Stück lebendiger Charakteristik, in der eine der handelnden Personen unbewußt sich darstellt. Ob dem Dichter mehr διὰ φύσιν oder διὰ τέχνην solche Darstellung gelungen sei, darüber wäre ein Streit wohl denkbar. Man könnte ihn nicht führen, ohne die Grundansichten vom Wesen der epischen Poesie in Bewegung zu bringen. Nach allem aber, was wir bei Gleichnissen, Kampfschilderungen, Göttererscheinungen schon gesehen haben, können wir uns nicht wundern, auch hier ein starkes Element bewußter Kunst zu finden. Davon noch ein Beispiel, in dem der Hintergedanke, der den Sprechenden bewußt oder unbewußt begleitet, durchaus freundlicher Art ist, übrigens nur in einem Verschweigen sich äußert.

In der Erzählung des Bettlers im Gespräche mit Penelope von dem Schicksal ihres Gemahls, das er beiden Thesprotern erfahren habe (τ 275 ff.), wird der Verlauf so dargestellt, als sei Odysseus von Thrinakia aus gleich zu den Phäaken, nicht erst nach Ogygia gekommen. Da nun dieser Bericht sonst inmitten aller Erdichtung doch der Hauptsache nach richtige Angaben enthält, so hat man sich gewundert, wie es denn komme, daß hier der erste Schiffbruch, der nach der Abfahrt von Thrinakia, mit dem zweiten, den der Held auf der Reise von Ogygia aus erlitt, verwechselt sei. Kammer meinte (Einheit der Odyssee S. 646), die falsche Angabe sei eine »Gedankenlosigkeit«, die er »nicht dem Odysseus selbst, wohl »aber einem späteren Rhapsoden zutraue, dem bei der kunstreichen »Anordnung des Stoffes im ersten Teil eine solche Flüchtigkeit wohl »passieren konnte«; er hält deshalb 279—286 für eine »den Zusammenhang störende Interpolation«. Auch Kirchhoff (Od.² 523) glaubt hier einen Zusatz seines Redaktors zu erkennen, führt ihn aber dem Inhalte nach auf eine ältere Vorlage zurück, in welcher es Kalypso und Ogygia nicht gab, Odysseus vielmehr von der Insel des Helios aus direkt nach Scheria gelangte. Dieser Auffassung haben sich Niese (EHP. 185), Wilamowitz (HU. 128), sehr überraschend zunächst auch Rothe²¹⁾ angeschlossen; und die Existenz einer ursprünglichen Odysseus-Dichtung, von deren Zusammenhang sich hier in τ eine Spur erhalten hätte, hat

21) Rothe, Die Bedeutung der Widersprüche usw. (1894) S. 33. Später hat er seine Ansicht geändert, beeinflusst durch Heinrich Schiller, Beiträge zur Wiederherstellung der Odyssee I (Progr. Fürth 1907) S. 17, der hier anmerkt: »Man hat es auffallend »gefunden, daß der Bettler τ 275 nichts von Kalypso erzählt. Täte er das, so würde ihn »Penelope erkennen.« Das Zwingende dieser bedingten Folgerung leuchtet von selbst nicht ein, wird auch durch Schillers Bezugnahme auf das, was Penelope ρ 143 erfahren habe, nicht erwiesen. An diese Kombination von Schiller knüpft nun Rothe, Die Odyssee als Dichtung (1914) S. 148 Anm., eine neue und »wohl die einfachste Erklärung der auffallenden Tatsache«, daß Odysseus in τ seinen Aufenthalt bei Kalypso übergeht. Der Sinn ist mir nicht ganz klar geworden.

bereits angefangen zu den anerkannten Tatsachen gezählt zu werden²²⁾. Indem wir uns das eigene Urteil noch vorbehalten, wollen wir für jetzt nur ins reine bringen, ob die in τ beobachtete Sachlücke einen Beweis für diese Hypothese beisteuert. Die Frage muß verneint werden. Hermann Laakmann, ein früh verstorbener Schüler von mir, der auf meine Veranlassung die erfundenen Erzählungen des Odysseus vergleichend behandelte, schrieb im Jahre 1892²³⁾: »Dasselbe Erlebnis, das der Bettler »in ξ als das seinige dem Eumaios darstellt, schreibt er der Penelope »gegenüber dem Odysseus zu und greift, ohne von der Wahrheit ab- »zuweichen, noch einige Zeit zurück und erzählt von dem Frevel seiner »Genossen an den Rindern des Sonnengottes. Jedoch läßt er den Aufent- »halt bei der Nymphe Kalypso fortfallen, um Penelope zu schonen.« Die Erklärung ist von frappierender Einfachheit und, was mich am meisten dabei ergötzt hat: alle gelehrten Freunde, denen ich sie mitteilen wollte, fanden sie, während ihnen der Fall vorgelegt wurde, wie etwas Selbstverständliches und lächelten nur, daß man so etwas nicht längst erkannt habe²⁴⁾.

22) Auch Rud. Dahms, *Odyssee und Telemachie* (1919) S. 32, deutet eine entsprechende Ansicht an.

23) Tatsächlich war schon ein Früherer auf den Gedanken gekommen, hatte ihn aber wieder aufgegeben, Aug. Jacob, *Über die Entstehung der Ilias und der Odyssee* (1856) S. 495: »Allerdings hätte Odysseus vielleicht Bedenken tragen können, seiner »Gattin von seinem siebenjährigen Aufenthalt bei der Nymphe zu erzählen; allein wäre »hier etwas der Art gemeint, so wäre es wohl auch gesagt.« — Deutlicher würde das ja sein, aber feiner gewiß nicht; und daß wir dem Verfasser des zweiten Teiles der *Odyssee* an Feinheit nicht leicht zuviel zutrauen können, ist durch das vorige Kapitel doch wohl bewiesen.

24) In anderem Sinne hat sich Wilamowitz daran erfreut, schon vor Jahrzehnten, wie er nun ausführlich mitteilt (IIH. 18 f. Anm.). So weit seine Ausführungen sich mit Argumentation befassen, sind es diese Sätze: »Leider, leider hat Odysseus in ψ die »Diskretion vergessen; oder vielleicht ist das eine noch feinere Weisheit; in der Situation, »in der er sich im ψ befindet, war Mutter vielleicht nachsichtiger. Vielleicht auch »sehen wir hieran, daß die Stelle des ψ interpoliert ist. Man kann bei einem solchen »Gedankenblitze nie wissen, wie weit er plötzlich auch das Entfernte erleuchtet.« — Der Unterschied der Situationen ist wirklich groß; und Odysseus brauchte nicht Odysseus zu sein, bloß ein Mensch mit einigermaßen gesunden Sinnen, um das Verständnis dafür auch die Auswahl seiner Unterhaltung bestimmen zu lassen: die edle Frau das eine Mal im Gespräch mit einem fremden Bettler, des Gemahls als eines verlorenen gedenkend, trostlos; das andre Mal in traulichem Geplauder mit dem Wiedergesunkenen, dem Besieger der Freier, am Morgen der Nacht, die ihr zu einer neuen Hochzeitsnacht geworden ist. War es nötig, das auszumalen? Und war es nötig, es ins Vulgäre herunterzuziehen? Doch das ist Sache des Geschmacks. Aber Wilamowitz' Hohn ruht auf der Voraussetzung, daß die Stelle im ψ echt ist; ist diese Voraussetzung unbestritten? Die ganze Rekapitulation der Irrfahrten in indirekter Rede, ψ 310—343, ist so unepisch, daß die Mehrzahl der Kritiker den Abschnitt entweder für sich als

V. Die Reihe von Beispielen, die wir zuletzt besprochen haben, stimmt darin überein, daß ein Sprechender während seiner Rede von einem Hintergedanken, einer Nebenabsicht, irgendeiner Bewußtseinstatsache beeinflusst wird, und daß dabei die Frage, ob auch diese Beeinflussung innerhalb seines Bewußtseins liege, entweder bejaht werden mußte oder doch sehr wohl bejaht werden konnte. Es gibt aber auch Fälle, in denen ein solcher Vorgang in der Seele zweifellos dem Träger unbewußt sich vollzieht. Wo etwas der Art in der Dichtung uns lebendig wird, da werden wir vollends die Kunst erkennen, die in ein inneres Geschehen hineinblicken läßt.

Die Verse ζ 244. 245 wurden, wie Didymos berichtet, von Aristarch athetiert; der erste zweifelnd, der andre mit Bestimmtheit, und in bezug auf diesen sind ihm auch mehrere neuere Kritiker gefolgt: Düntzer, Kirchhoff, Bekker², Nauck. Anerkennung verdient Roemer, daß er widersprochen hat (Ath. 330f.): ἀνακτέον ταῦτα εἰς τὰ παλαιὰ ἔθῃ. Damit weist er die zurück, die an der Unbefangenheit des mädchenhaften Wunsches Anstoß genommen hätten:

αἱ γὰρ ἐμοὶ τοιόσδε πόσις κεκλημένος εἴη
ἐνθάδε ναιετάων, καὶ οἱ ἄδοι αὐτόθι μίμνειν!

Die Verwerfung der Athetese bedeutet für Roemer: sie kann nicht von Aristarch stammen; und über die Besonderheit der Sitten des homerischen Zeitalters, über ἡρωικὴ ἀφέλεια καὶ ἐντέλεια war dieser wirklich vollkommen im klaren. Aber diese Rechtfertigung gilt nur für den ersten Vers. Man kann ihn beibehalten und doch den folgenden auswerfen; und so meinten es, außer Roemer, die eben genannten Neueren, doch wohl alle auf Grund der Erwägung, die Düntzer und Kirchhoff andeuten: daß er »ganz ungeschickt eingefügt« ist und »lediglich durch die irrige »Vorstellung ins Leben gerufen zu sein scheint, als habe sich Nausikaas »Wunsch notwendig direkt auf die Person des Odysseus zu beziehen«. In der Tat, grammatisch und logisch inkorrekt; ob das nicht aber zu der Art eines jungen Mädchens ganz gut paßt? und nun gar in dem Augen-

interpoliert oder als Teil einer umfassenden Interpolation ansahen. Von den Alten Aristarch, von den Neueren Vertreter der verschiedensten Richtungen: Düntzer, Kammer, Kirchhoff, van Leeuwen, Ludwig, Roemer, und endlich — Wilamowitz selbst (HU. 68): »Die Rekapitulation der Apologe (d. h. unserer Bücher ι κ λ μ), die Aristoteles gut-» hieß [Rhetor. III 16 p. 1417 a 4] wird mit Recht verworfen, weil sie sklavisch von »diesen Büchern abhängig ist, also dem Dichter von ι—μ nicht zugetraut werden kann.« Offenbar hat Wilamowitz seine Meinung geändert; was er damals verwarf, hält er jetzt für so sicher echt, daß es ihn absurd dünkt, die Echtheit zu bestreiten. Das ist sein Recht; aber seine Pflicht war es doch wohl, dem Leser zu sagen, daß er die jetzt als absurd verworfene Ansicht einst selber gehegt habe. Das übersah er. Nicht nur die Liebe macht blind.

blick, wo die Neigung zu einem Mann in ihr aufwacht! — Durch eine liebenswürdige Schwäche im folgerichtigen Denken charakterisiert sich Nausikaa auch weiter. Die lange Rede ζ 255—315, in der sie dem Fremden sein Verhalten auf dem Wege in die Stadt vorschreibt, enthält keinen klaren Gedankengang und auch sachliche Anstöße. Aristarch erklärte 275—288 für eingeschoben, und einige unsrer Herausgeber sind ihm gefolgt. Der psychologische Hintergrund des scheinbaren Irrganges der Gedanken ist in der neuen Bearbeitung des Kommentars von Ameis und Hentze klargelegt worden (1920).

VI. Eine bei Homer bereits ausgebildete Form ist der Monolog, gerade dazu geschaffen, festzuhalten und auszusprechen, was in der Seele des Menschen vor sich geht. Den Anlaß dazu gibt meistens eine zweifelhafte und gefährliche Lage: nicht immer so, daß der Sprechende selbst einen Ausweg sucht (ε 299 ff.), anderseits auch wohl so, daß nur gerade der letzte Entschluß als Selbstgespräch mitgeteilt, das vorhergehende Schwanken vom Dichter beschrieben wird (υ 18 ff.); Zweifel ohne Entscheidung haben wir bei Odysseus ε 408 ff., die Entscheidung nicht mehr ausgesprochen, sondern nachher praktisch betätigt und vom Dichter berichtet ε 465—475. Am vollständigsten stellt der Gedankengang sich dar, wenn er in einen Entschluß mündet, zu dem der Überlegende etwa mit ἄλλ' ἄγε sich aufrafft: ζ 119—126. υ 200—215. In der Ilias wird der Übergang von Erwägung zu Entschließung viermal²⁵⁾ durch denselben Vers (ἀλλὰ τί ἢ μοι ταῦτα φίλος διέλεξατο θυμός;) vermittelt: Λ 407. Π 97. Φ 562. Χ 122.

Das letzte Beispiel ist in Hektors großem Monolog am letzten Abend, wo er, alle Bitten von Vater und Mutter nicht achtend, vor der Stadt geblieben ist, um sich dem furchtbaren Gegner zu stellen. Während er, den Schild an die Mauer gelehnt, wartet, taucht in seinem Geiste alles noch einmal auf, was ihn anders bestimmen könnte (Χ 99). Wenn er jetzt doch noch das tut, was Polydamas riet, sich mit in Sicherheit bringt, was wird jener sagen, auf dessen Rat er nicht gehört hat? Wie werden Troer und Troerinnen ihm fluchen, daß er ihre Söhne ins Verderben gebracht hat! Vielleicht ließe sich, wenn er die Waffen niederlegte und dem Feinde schlicht und ruhig entgegenginge, doch noch ein friedlicher Ausgleich gewinnen? Aber nein! Was sind das für Gedanken? Der würde das Vertrauen nicht achten, sondern den Wehrlosen niedermachen wie ein schwaches Weib. Hier ist kein Platz mehr zu harmlosem Ge-

25) Ein fünftes Mal (Χ 385) steht der Vers zwar dem Sinne nach in ähnlicher Umgebung, doch in einer Ansprache (Achills an die Achäer). Die vier gleichwertigen Fälle hat Wecklein zusammengestellt (Studien zur Ilias, 1905, S. 22 f.); er vermutet, daß die Anwendung in Λ das Vorbild der übrigen gewesen sei.

plauder; es gilt zu kämpfen, und zu sehen, wem von beiden der Olympier Ruhm verleiht. So entschlossen hält er stand. — Wie dann aber Achill in seiner schreckenden Größe herannaht, vom Glanze der Rüstung umstrahlt wie von loderndem Feuer (134 f.), da erfaßt den Unglücklichen doch mit einem Male die Angst des Todes, und er wendet sich zur Flucht. Erst die trügerische Hoffnung, die Athene, in Gestalt eines seiner Brüder herantretend, in ihm erweckt, bringt ihn zum Stehen und zur Aufnahme des Kampfes, in den auch nachher die Göttin eingreift, die Übermacht des Thetis-Sohnes, dem Hephästos die Waffen geschmiedet hat, durch ihre Hilfe noch steigernd. — Man hat, wie an Hektors Flucht, so an den Gedanken des Monologes Anstoß genommen, und doch zeigt gerade dieser den Dichter des X als tiefen Kenner des Menschenherzens und seiner wunderbaren, oft auch wunderlichen Regungen. Wieder einmal muß ich Tolstoi zu Hilfe rufen. Hätte der es unternommen, zu schildern, wie in der Seele vor dem letzten schweren Entschlusse noch rettende Möglichkeiten sich melden, um sogleich verworfen zu werden, Hoffnungen auftauchen, die in dem Augenblick, wo man sie sich klarmachen will, in nichts zerfließen, er hätte es gekonnt. Das Hindurchhuschen sich jagender Gedanken durch ein fieberhaft erregtes Bewußtsein andeutend zu malen, darin ist er Meister. Homer mußte hier, was er verständlich machen wollte, in bestimmte Worte fassen — und dadurch freilich vergrößern; unsere Sache ist es, die allzu wohlgeordnete Einkleidung wegzudenken und zu dem, was gemeint war, hindurchzudringen. Und wenn der Alte Zarteres empfand, als selbst seine herrliche Sprache völlig auszudrücken vermochte, wenn er sich als Dichter einmal eine Aufgabe gestellt hat, deren vollkommene Lösung noch nicht gelingen konnte, so verdient er damit fast mehr Bewunderung als mit der oft geübten unübertrefflichen Ausnutzung derjenigen Mittel, die er beherrschte.

Um einen Monolog wie den Hektors im X recht zu würdigen, muß man das mit heranziehen, was nachher geschieht. Die Gründe, die abgewogen werden, sollen nicht nur einen Entschluß rechtfertigen oder psychologisch erklären, der gefaßt wird, sondern auch den manchmal ganz anderen, der dann plötzlich ausgeführt wird. Hektors Ruhm wird durch diese Wendung etwas beeinträchtigt, das menschlich Wahre seines Wesens und unsere Teilnahme für ihn wird sogar erhöht, und damit die Verehrung für den Verstand und die Kunst des Dichters, der das alles zu sehen und darzustellen vermochte. Das dieser Empfindung zugrunde liegende Urteil würde unverändert bleiben, wenn sich künftig aus Untersuchungen über den Aufbau des ganzen Epos die Möglichkeit oder gar Wahrscheinlichkeit ergeben sollte, daß es ein äußerer Anlaß gewesen sei, der die Erfindungskraft des Dichters in diese Richtung gedrängt hat.

Auch mit einer Ablenkung, und zwar der Gedanken des Sprechenden selbst, haben wir zu tun in der Rede des Priamos, die der Selbstbetrachtung Hektors voransteht (X 38—76). Scheinbar ist sie eine an den Sohn gerichtete flehende Bitte, ebenso wie gleich darauf die der Mutter (82—89); aber er knüpft nachher an keine von beiden an, nimmt auf nichts Bezug, was die Eltern gesagt haben. Es heißt einfach: οὐ δ' ἔκτορι θυμὸν ἔπειθον (91, vgl. 78); und als er dann alle inneren Kräfte zur Entschlossenheit zusammenfassend, das Wort nimmt, da spricht er nicht zu Vater oder Mutter, sondern πρὸς ὃν μεγάλητορα θυμὸν (98). Es war also wirklich ein Monolog, der damit eingeleitet wird, und unter demselben Gesichtspunkte müssen wir die beiden vorhergehenden Reden betrachten, etwas eingehender die umfangreiche des Vaters (X 38—76).

Bis etwa zur Hälfte ist der Gedankengang vollkommen klar, wirksam vorbereitet die Aufforderung: ἀλλ' εἰσέρχαιο τείχος (56). Dann folgen erst die Gründe: um Troer und Troerinnen zu retten, Achills Hochmut nicht neue Nahrung zu geben, selber des lieben Lebens nicht beraubt zu werden;

πρὸς δ' ἐμὲ τὸν δύστηνον ἔτι φρονέοντ' ἐλέησον,
60 δύσμορον, ὃν ῥα πατὴρ Κρονίδης κτε.

In steigender Erregung schildert er, welche Leiden Zeus ihm, dem Alten, der doch noch alles empfindet, auferlegen wird, sobald — nach Hektors Tode — die Stadt gefallen ist. Nachdem er das Schrecklichste mit angesehen hat, werden zuletzt den greisen Herrscher selbst die Hunde zerfleischen. Mit grausiger Phantasie malt er das Bild aus (X 71 ff.):

— — — νέψ δέ τε πάντ' ἐπέοικεν
ἀρηικταμένω, δεδαϊγμένω ὀξεί χαλκῷ
κεῖσθαι· πάντα δὲ καλὰ θανόντι περ, ὅττι φανήη·
ἀλλ' ὅτε δὴ πολίον τε κάρη πολίον τε γένειον
75 αἰδῶ τ' αἰσχύνωσι κύνες κταμένοιο γέροντος,
τοῦτο δὴ οἴκτιστον πέλεται δειλοῖσι βροτοῖσιν.

Damit schließt die ganze Rede. Ihre letzte Betrachtung ist zu dem zurückgekehrt, womit sie einsetzte (59), dem überaus traurigen Lose, das beim Fall einer Stadt den greisen Herrscher erwartet. Nachdem er entsetzliche Leiden der Seinigen mit angesehen hat, fällt er selbst noch schlimmerer Mißhandlung zum Opfer und bleibt, ein jämmerlicher Anblick, in diesem Zustande liegen. »Es ist ganz offenbar«, sagt Mülner (Homer und die altonische Elegie, Progr. Hildesheim 1906, S. 42), »daß das ausgeschriebene letzte Enthymema nach einer Richtung geht, die dem Zweck der Rede, den Hektor von seinem todbringenden Vorsatz abzubringen, diametral zuwiderläuft. Der Schol. B hat ganz

»recht: νέψ δέ τε πάντ' ἐπέοικεν: δοκεῖ τοῦτο προτρεπτικὸν εἶναι μᾶλλον
 »ἐπὶ θάνατον ἢ ἀποτρεπτικόν· καίτοι φαίνεται βουλόμενος πείθειν τὸν
 »Ἑκτορα εἰσιέναι εἰς τὸ τεῖχος καὶ μὴ ὑπομένειν τὸν Ἀχιλλέα.« Gewiß
 haben der Scholiast und Mülher recht, wenn sie von den Worten νέψ δέ
 τε — φανήη, isoliert betrachtet, sagen, daß sie eher geeignet seien,
 Hektor das Sterben zu erleichtern. Sie stehen ja aber nicht isoliert,
 sondern sollen nur das jämmerliche Bild des getöteten Greises durch ein
 Gegenbild eindrucksvoller machen. Liegt darin ein psychologischer
 Fehler, wenn der Dichter den greisen Priamos das von ihm vorgebrachte
 Argument verstärken läßt durch einen Gedanken, den er bei ruhiger
 Erwägung als zweckwidrig erkannt haben würde? Ich denke, nein; ver-
 wahre mich aber dagegen, mit meiner Auffassung dieser Stelle denen
 beipflichten zu wollen, die den Priamos als schwachsinnigen Greis ver-
 spotten. Er ist freilich kein Nestor, aber ein durchaus wirklicher, mensch-
 licher Charakter; und alles, was Mensch heißt, lockt den Dichter zum
 Abbilden. Daß dabei gerade solche Züge, die unsrer Achtung für den,
 der dargestellt wird, Abbruch tun, zugleich unsre Schätzung für den
 Darsteller steigern, oft bis zur Bewunderung, ist doch in allen Künsten
 eine nicht seltene Erfahrung. Wenn der Dichter gewünscht hat, daß die
 Greisenschwäche des Priamos, die sich regende menschliche Schwäche
 Hektors in dem, was sie tun und sagen, zum Ausdruck käme, so ist
 ihm das aufs vortrefflichste gelungen.

Anders steht es mit einem dritten großen Monolog in dieser Gegend
 des Epos, Andromaches Klage um Hektor und ihren Sohn X 477—514.
 Die Farben, in denen die Mutter das künftige Los ihres Kleinen ausmalt,
 passen gar nicht zu den Umständen, unter denen, solange Troja noch
 stand, der Enkel des Priamos heranwachsen mußte: das hat man in alter
 wie neuer Zeit erkannt. Aristarch hielt die Verse 487—499 für inter-
 poliert, Lehrs auch die bis 505; ihnen sind Düntzer und Christ gefolgt,
 auch Erhardt glaubt, daß »hier eine umfängliche Erweiterung Platz ge-
 griffen« habe. Roemer bekennt (Ath. [1912] S. 312f.), es gebe »ihm
 »förmlich einen Stich in das Herz, wenn er diese wundervollen Verse aus
 »unbarmherzigen Gründen [die dann aufgeführt werden] athetiert sehe«;
 ἀλλὰ πειστέον Ἀριστάρχῃ, das bleibt praktisch sein Grundsatz, und er
 tut sich sichtbare Gewalt an, um ihn auch diesmal durchzuführen. Aber
 es liegt hier kein Mangel an Pietät darin, wenn wir aus dem von Arist-
 arch und Lehrs beobachteten Tatbestand etwas andere Schlüsse ziehen
 als sie. Auch wenn Lehrs (Arist.² 436) recht hat, daß »die Schilderung
 »eines verlassenen und verstoßenen Waisenkindes als allgemein vortreff-
 »lich, als Andichtung hier für den Astyanax« unvollkommen [Lehrs
 sagt: »ohne alle Überlegung«] ist, so braucht darum doch keine Inter-

polution vorzuliegen. Konnte denn nicht der Dichter dieses Liedes selber die Klage einer Frau um den gefallenen Gatten, die sicher oft gesungen worden war, aus überkommenem Bestande aufnehmen? Eben dies ist Mülders Ansicht, nur der Tadel, den er damit verbindet²⁶⁾, unberechtigt. Wenn der Sänger seinen Zuhörern das Herz rühren wollte, so mußte er sich ihren Vorstellungen, ihrem Erfahrungskreis anpassen; und das waren zuletzt nicht mehr die einer bevorzugten Gesellschaftsklasse. Ja, mit wachsender Stärke hat sich mir der Glaube an die Möglichkeit befestigt, daß die Verse doch erst für diesen Zusammenhang geschaffen wären.

Daß der Verfasser des X aus tiefer Empfindung dem, was in der Seele des Bedrängten vorgeht, Worte zu leihen weiß, haben wir schon gesehen. Und wenn er hier in Ausmalung des Schmerzes von den besonderen Verhältnissen des gegebenen Falles abgeschweift ist, so ist es ihm nicht anders ergangen als Shakespeare, der in einem berühmten Monolog die Qualenschildert, die zum Selbstmord treiben könnten (Hamlet III 1, 70 ff.):

— — — *the whips and scorns of time,
The oppressors wrong, the proud mans contumely,
The pangs of despised love, the laws delay,
The insolence of office, and the spurns
That patient merit of the unworthy takes.*

Die Pein verschmähter Liebe glaubte Hamlet erfahren zu haben; alles andre, was er anführt, lag dem Königsohne fern. Um so vertrauter mochte es dem Dichter sein, von dessen heißem Ringen nach gesellschaftlicher Stellung wir wissen, von dem wir Stimmungsäußerungen besitzen wie das 16. Sonett: *Tir'd with all these, for restful death I cry.* Unter den Sängern der Ilias ist keiner für uns wirklich greifbar. Um so mehr sollten wir dankbar sein, wenn hier und dort einmal in persönliches Innenleben ein Blick sich auftut und uns ahnen läßt, daß es doch auch Menschen von Fleisch und Blut waren, die an dem großen Werke geschaffen haben.

²⁶⁾ In seiner Studie »Homer und die altionische Elegie« (Progr. Hildesheim 1906) S. 51 erklärt Mülder, sich nicht genug wundern zu können über einen Dichter, der die von einem Geiste der Kargheit und Ärmlichkeit durchwehte Schilderung des hungernden Waisenknaben »mit einigen Umbildungen auf den Enkel eines reichen und mächtigen Königs zu übertragen« gewagt habe.